

Eine St.Vither Kindheit um die Jahrhundertwende (1. Teil)

Von Else Hirtz-Schiltz (†)

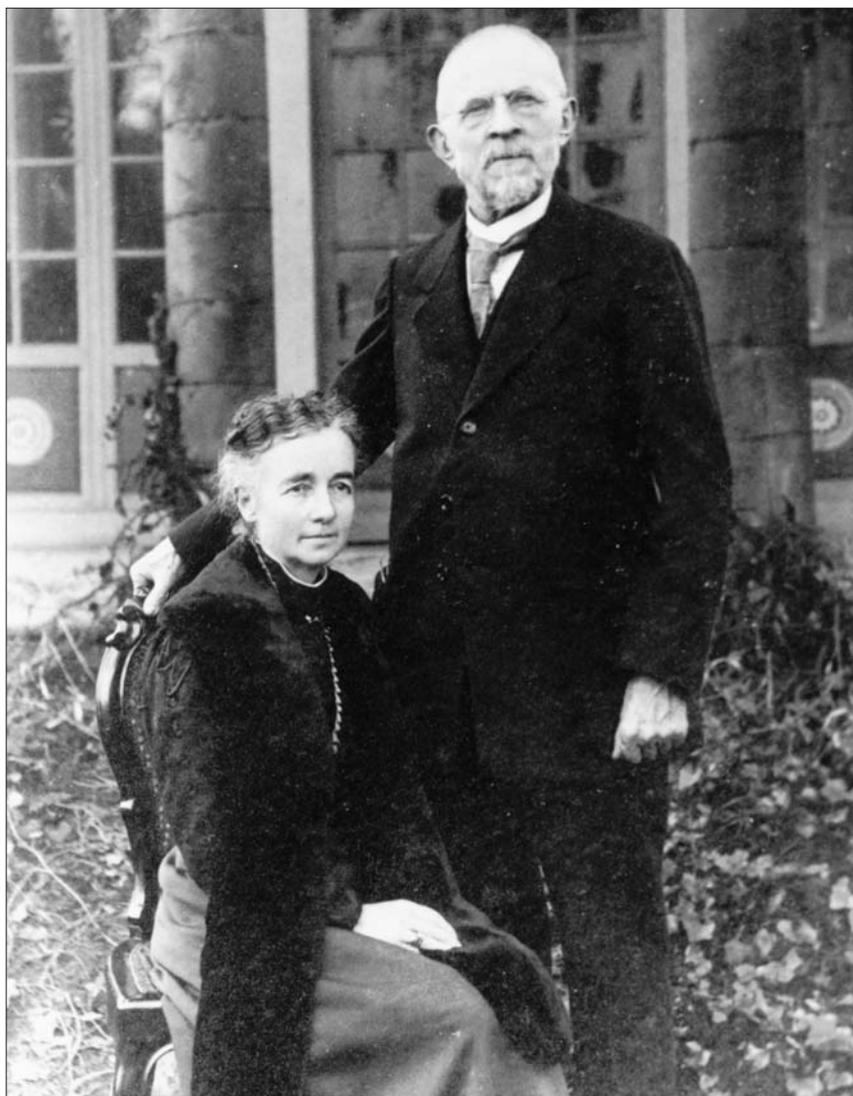
Im März 2001 erhielten wir von Herrn E. Hirtz aus Düsseldorf Aufzeichnungen seiner Großmutter Else Hirtz, geb. Schiltz, die diese für ihren Sohn Gerd (*1920 in St.Vith) verfasst hatte. Im Vorwort zu ihren Aufzeichnungen schreibt sie: „Wenn ich heute die Erinnerungen aufschreibe, die mein Leben bis in die schweren Jahre begleiten, die wir jetzt erleben, so geschieht das in der Hoffnung, dass Gott uns bald aus der entsetzlichen Not befreien möge und uns noch einige Jahre ruhigen, friedlichen Alters verleiht. Und wenn mein Sohn Gerd, der als Matrose im Dienste des Vaterlandes steht, und von dem wir schon über zwei Monate nichts mehr gehört haben, in die Heimat zurückkehrt und mich nicht mehr unter den Lebenden findet, so mögen ihm diese Zeilen ein Andenken an seine Mutter sein.“

Im Jahre 1944 / 1945“

Else Hirtz-Schiltz (*26.7.1892 in St.Vith) war eine der vier Töchter des Apothekers Anton Schiltz und seiner Frau Bertha geb. Mathonet. Die Familie bewohnte die Apotheke an den Linden, die noch auf manchen Vorkriegs-postkarten aus St.Vith zu sehen ist (siehe Titelfeld). In ihren nun folgenden Aufzeichnungen beschreibt Frau Hirtz vor allem ihre Kindheit und die Jahre bis 1924. Danach ist sie mit ihrem Mann Karl Gerhard Hirtz (Leiter des St.Vither Katasteramtes bis 1920) und ihrem Sohn nach Düren und Jahre später nach Düsseldorf verzogen. Nach dem Verlust sämtlichen Hab und Guts durch Bombenangriffe siedelte sich die Familie in Boppard an, wo Herr Hirtz 1951 verstarb. Die Autorin dieser Erinnerungen starb 1969 in Boppard.

Am 26. Juli 1892 wurde ich in St.Vith, dem uralten Eifelstädtchen, geboren. Mein Vater, Anton Schiltz, war Besitzer der Apotheke und in zweiter Ehe mit meiner Mutter, Berta Mathonet, verheiratet. Seine erste Frau war die ältere Schwester meiner Mutter. Sie war mit 27 Jahren schon gestorben und hatte einen Sohn hinterlassen, meinen Stiefbruder Hermann.

Mein Vater stammte aus Stadtkyll in der Eifel. Die Familie war aus Luxemburg dorthin eingewandert. Der reiche Kindersegen ermöglichte den Eltern nicht, meinen Vater studieren zu lassen. Er musste die Hilfe von Verwandten und Bekannten in Anspruch nehmen und es gelang ihm durch eisernen Fleiß und größte Sparsamkeit, sein Ziel zu erreichen. Er hat uns Kindern oft erzählt, wie er manchmal nur von einem Stück Brot gelebt habe. Nachdem er sein Apothekerexamen mit Auszeichnung bestanden hatte und sein Jahr bei dem Garderegiment „Kaiser Franz“ in Berlin abgedient hatte, kam er nach St.Vith und pachtete nach einigen Jahren die dortige Weber'sche Apotheke, die er später als Eigentum erwerben konnte. Mein Vater ist allzeit ein äußerst gewissenhafter und tüchtiger Apotheker gewesen und er gewann sich das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem



Der Apotheker Anton Schiltz und seine Frau Bertha geb. Mathonet.

(Foto: Sammlung E. Hirtz, ZVS-Archiv)

Maße. Es war ihm vergönnt, sein sechzigjähriges Jubiläum zu feiern und er konnte mit Stolz auf sein Lebenswerk zurückblicken. In den Jahren 1866 und 1870/71 stand er als Vaterlandsverteidiger im Felde und wir freuten uns immer sehr, wenn er uns seine Erlebnisse in der Schlacht von Königgrätz und bei der Belagerung von Paris erzählte.

Meine Mutter, 20 Jahre jünger als mein Vater, war in St. Vith geboren. In ihren Adern rollte wallonisches Blut. Sie war klein, beweglich und sehr klug. Sie hatte wunderschönes schwarzes Haar, das ihr fast bis zum Rocksäum reichte, wenn sie es aufflocht. Ihr Großvater, Albert Mathonet, war ein reicher Mann gewesen und man hatte ihn den „König der Eifel“ genannt. Aber sein großes Vermögen war unter den Händen seiner verschwenderischen Töchter fast zu nichts zerflossen.

Mein Großvater, Hubert Mathonet, hatte mit dem ihm verbliebenen Anteil ein Hotel in St. Vith gebaut. Er war zugleich Postverwalter und das Hotel „Zur Post“ erfreute sich später großer Beliebtheit und galt als eines der besten im Umkreis, ein gutes solides Haus, in dem man für wenig Geld ein unglaublich gutes Mittagessen erhielt.

Im Eifelkalender veröffentlichte mein Bruder mal eine Geschichte, die unserem Großvater passierte. Er hatte einem Bauern aus dem Nachbardorf Neundorf ein Los der preußischen Staatslotterie besorgt und sich zugleich auch ein solches genommen. Eines Nachts kam ein Kurier aus Berlin und meldete ihm, dass auf das



Karl Gerhard Hirtz und seine Ehefrau Elisabeth Hirtz-Schiltz, die Autorin des Beitrages.
(Foto: Sammlung E. Hirtz, ZVS-Archiv)

Los des Bauern der Hauptgewinn gefallen sei. Die Versuchung war groß. Da mein Großvater die Lose in Verwahr hatte, und der Bauer die Nummer des seinigen nicht einmal kannte, hätte er ja einfach das Glücklos als das seinige erklären können. Lange kämpfte er mit sich, aber schließlich siegte doch sein gerader Sinn. Er sattelte sein Pferd und ritt noch in der Nacht nach Neundorf, um dem Bauer sein Glück mitzuteilen. Nachdem der Bauer begriffen hatte, um was es sich handelte, kamen ihm Bedenken, wie er wohl das Geld von Berlin nach Neundorf bringen sollte und schließlich bat er meinen Großvater, ihn zu begleiten. Und so geschah es. Sie nahmen auch noch den Pastor von Neundorf mit. Alles ging auf Kosten des glücklichen Gewinners. In Berlin wurde diesem

der Gewinn in purem Gold ausbezahlt. Natürlich wollten sich die drei Eifeler auch Berlin mal gründlich ansehen und während zwei von ihnen das besorgten, musste der Dritte bei der Geldkiste im Hotel sitzen. Auf den Gedanken, das Geld auf einer Bank sicher zu stellen, sind sie wohl nicht gekommen. Nach dem Ausflug in die Stadt fanden sich die drei zu einem besonders guten Essen im Hotel wieder zusammen. Da hörten sie plötzlich an einem Nachbartisch sagen: „Da hat doch so ein Drecksbauer aus der Eifel das große Los gewonnen!“ Als die drei später das Lokal verließen, konnte mein Großvater sich doch nicht verkneifen, an den Nachbartisch zu treten und zu sagen: „Wissen Sie auch, mit wem Sie heute Abend die Ehre hatten, hier zu sitzen? Mit dem „Drecksbauer“ aus der Eifel, der das große Los gewonnen hat!“ Der Bauer hat aber nicht viel Freude an seinem Gewinn gehabt. Er war schnell zerronnen. Meinem Großvater schenkte er aber ein Dutzend goldene Löffel, die sich heute noch in der Familie meines Bruders als Erbstück befinden.

Mein Elternhaus war eines der schönsten Häuser in St. Vith. In größter Einfachheit erbaut, machte es einen gediegenen und vornehmen Eindruck, der noch erhöht wurde durch den tadellos gepflegten Vorgarten mit herrlichen Blumenbeeten und vielen erlesenen Rosenstöcken, die der Stolz meines Vaters waren. Mehrere nach französischer Art



Das Elternhaus der Autorin.

(Foto: ZVS-Archiv)

geschnittene Taxussträucher passten sich vorzüglich dem Stil des Hauses an.

Seitwärts von dem Haus breiteten zwei mächtige Linden ihre Äste aus. Ihre Stämme vermochte man nicht zu umfassen und ihre Blüten sandten im Sommer einen betäubenden Duft in unsere Zimmer. Unter den Linden stand auf einem Steinsockel ein eisernes Kreuz. Gleich an das Haus schloss sich ein schlecht gepflasterter Hof und an diesen ein großer Garten mit vielfach verschlungenen Kieswegen und großen Rasenflächen an. Zwei riesige Fichten standen zu beiden Seiten eines prachtvollen Gartenhauses im dorischen Stil. Vier efeuumrankte Sandsteinsäulen bildeten eine Art Terrasse, von der aus die große Glastüre in das Innere führte. Dieses war wie ein richtiges Wohnzimmer ausgestattet. An den mit Stuck verzierten Wänden standen auf Regalen viele ausgestopfte Vögel und lagen seltene Steine. Leider ist das schöne Gartenhaus vor einigen Monaten (Aug. 1944) einem Fliegerangriff zum Opfer gefallen.

Im Garten befand sich auch ein Krikettplatz. Diesem Spiel wurde bei uns mit großer Leidenschaft gehuldigt. Wir erlernten es schon als kleine Kinder und die Erwachsenen sahen wir abends in der Dunkelheit noch spielen mit Laternen in der Hand. Der Garten wurde vorbildlich gepflegt. Meine Mutter teilte den garten-

freudigen Sinn meines Vaters und ihr Stolz waren die herrlichen Blumen, die sie zog und von denen jeden Samstag große Sträuße in die Kirche gebracht wurden. In diesem Paradies verlebten wir unsere erste Jugend.

Ich war im Gegensatz zu meiner Schwester Martha ein sehr schwächliches Kind, oft von Krämpfen heimgesucht, die meine Mutter in größte Sorge versetzten. Im Alter von 5 Jahren erkrankte ich schwer an Diphtherie. Wochenlang schwebte ich zwischen Leben und Tod. Meine Schwestern Martha und Ida wurden der Ansteckungsgefahr wegen zu meiner Großmutter in das Hotel „Zur Post“ gebracht. Mein Bettchen trug man in das warme Stübchen hinter dem Wohnzimmer. Dort pflegte mich meine Mutter mit der größten Sorgfalt und mein Leben blieb erhalten.

Als ich wieder gesund war, fuhr meine Mutter mit mir nach Bonn zu dem damals sehr bekannten Professor Dr. Burger, um von ihm meinen Hals untersuchen zu lassen. Das war meine erste Reise und dass ich aus dem Staunen nicht mehr herauskam, kann man sich ja denken. Mein größtes Interesse erregte ein fahrender Dampfer auf dem Rhein. Ich schaute ihm eine Weile zu und sagte dann zur größten Freude der Umstehenden: „Mutter, ich wollte, das Schiff ginge jetzt mal unter!“

Um mich im Hotel zu beschäftigen,

hatte meine Mutter mir eine Schachtel mit kleinen Gänschen gekauft, die ich auf der Fensterbank aufbaute. Plötzlich geschah ein schreckliches Unglück. Eines der Gänschen stürzte zum Fenster hinaus in die Tiefe. Ich war untröstlich, bis mir ein Hausknecht das Gänschen wieder heil heraufbrachte.

Wenn meine Mutter sonntags zur Kirche ging, trug sie uns auf das Bett meines Vaters, der uns so lange „verwahrte“, bis sie wieder nach Hause kam. Das waren für uns herrliche Stunden. Dann erzählte uns der Vater die grausigsten Geschichten von Räufern und dem Schinderhannes, von Wölfen und Bären, Zwergen und Riesen. Auch der Teufel in der Hölle spielte oft eine Rolle dabei und als ich eines Tages an der Hand meines Vaters auf einem Spaziergang einen dunklen Tannenwald betrat, fragte ich mit klopfendem Herzen: „Vater, geht es hier in die Hölle?“ Meist war ich aber nicht ganz einverstanden mit den Angst erregenden Erzählungen und meine Mutter fand mich gewöhnlich am unteren Ende des Bettes sitzen und „bocken“.

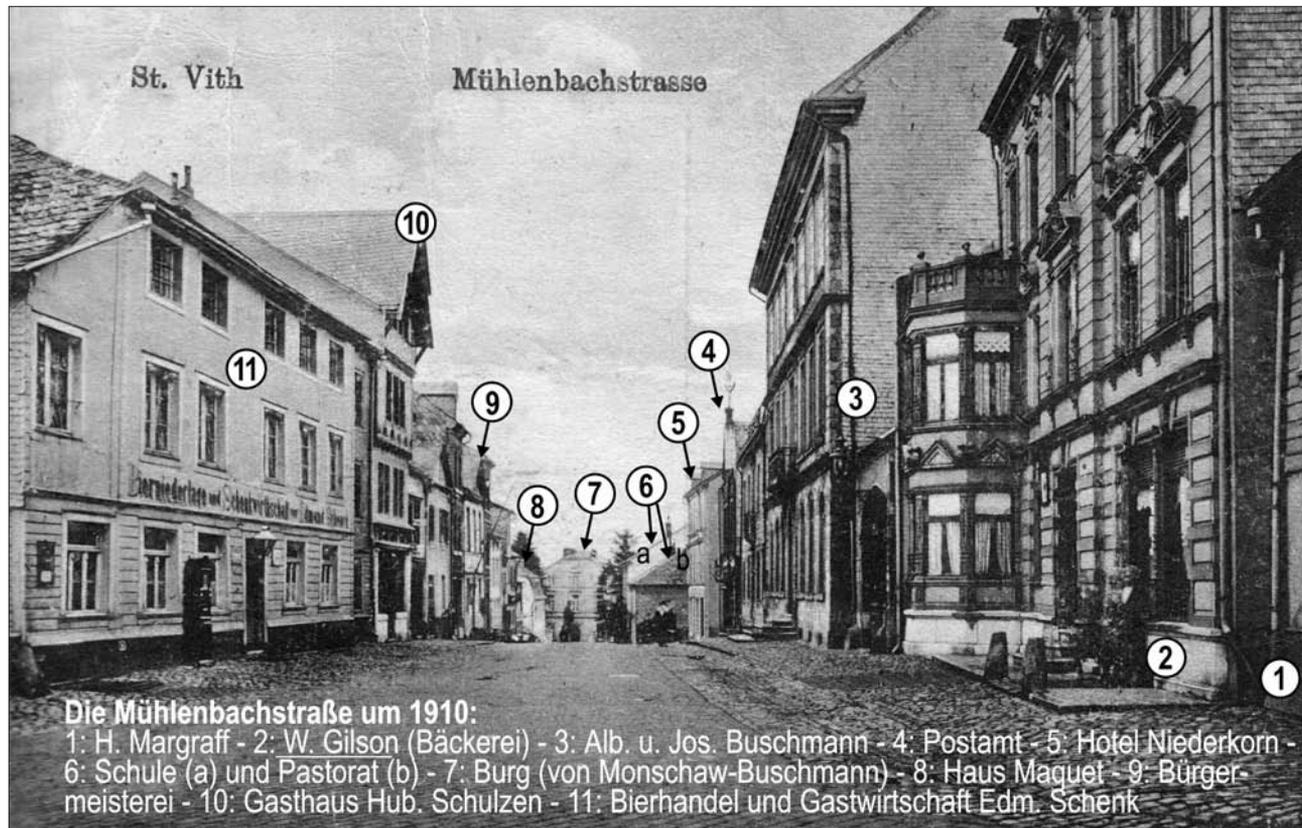
Große Freude herrschte auch jedes Mal, wenn mein Vater von der Jagd heimkam und uns ein sogenanntes Hasenbrot mitbrachte. Den eigenartigen Geschmack nach Rucksack und Wald, den dieses Hasenbrot an sich hatte, schätzten wir außerordentlich. Als ich vier Jahre alt war, kam meine Schwester Ida zur Welt. Das brachte uns beiden Ältesten eine bittere Enttäuschung, man hatte jetzt nicht mehr so viel Zeit für uns und eines Tages weinten wir beide bitterlich: „Wir haben niemand, der mit uns spielt!“

Damals bestand die Beleuchtung in St. Vith fast ausschließlich aus Petroleumlampen, die den Fehler hatten, dass sie schon mal flammten. Als wir eines Tages allein bei einer solchen Lampe waren, gerieten wir dadurch in die größte Angst und meine Schwester rief in ihrer Not: „Lieb Schwesterchen, was sollen wir anfangen?“

Sonntags, wenn meine Eltern Besuch hatten oder selbst irgendwo Besuch machten, wurden wir der Obhut unserer Dienstmädchen anvertraut. Im Winter saßen wir dann in der wohl durchwärmten Küche und lauschten



Die Autorin (links) und ihre drei Schwestern. Im Hintergrund: Sohn Gerd und seine Ehefrau.
(Foto: Sammlung E. Hirtz, ZVS-Archiv)



Die Mühlenbachstraße um 1910:

1: H. Margraff - 2: W. Gilson (Bäckerei) - 3: Alb. u. Jos. Buschmann - 4: Postamt - 5: Hotel Niederkorn - 6: Schule (a) und Pastorat (b) - 7: Burg (von Monschaw-Buschmann) - 8: Haus Maguet - 9: Bürgermeisterei - 10: Gasthaus Hub. Schulzen - 11: Bierhandel und Gastwirtschaft Edm. Schenk

Die Mühlenbachstraße um 1910.

(Foto: ZVS-Archiv)

den Erzählungen der Mädchen, die allerdings nicht immer für Kinderohren bestimmt waren. Dazu führte uns der Laufbursche Valentin seine brotlosen Künste vor, die natürlich unsere höchste Bewunderung erregten. Im Sommer gingen die Mädchen mit uns in den Wald, es gesellten sich noch andere hinzu und es erklangen die uralten „Dienstmädchenlieder“, die meist von verräterischer Liebe und Soldaten handelten. Vielleicht hat dieser Umstand meine Mutter veranlasst, später nur mehr wallonische Mädchen anzustellen, die zwar wohl Deutsch sprechen konnten, aber unter sich nur wallonisch sprachen.

Gedenken möchte ich hier unseres eben genannten Valentins. Ein trauriges Ereignis verband uns besonders mit ihm. Mein Vater hatte den etwa fünfzehnjährigen Jungen mit auf die Jagd genommen, damit er ihm das Gewehr trage. Auf dem Heimweg ging der Junge vor meinem Vater und trug das geladene und gesicherte Gewehr. Gewohnt, allerhand Kunststücke zu vollführen, begann er, an den Hähnen herumzuspielen und steckte den Finger der linken Hand in den Lauf. Plötzlich ging ein Schuss los und die Kugel piff meinem Vater am Kopf vorbei. Mein Vater geriet in

großen Zorn und schimpfte den Jungen aus. Dieser ließ alles über sich ergehen und sagte dann nur: „Ich glaube, ich habe mir den Finger abgeschossen!“ Und so war es dann auch. Später erzählte meine Mutter, dass der Junge keinen Laut von sich gegeben habe, als der Arzt die Wunde behandelte, wohl aber ein mehrfach zusammengelegtes Tuch vor Schmerzen durchgebissen habe.

In St. Vith herrschte eine sehr große Geselligkeit. Meine Eltern gingen oft abends aus und wir hatten oft Besuch. Jedes Jahr fand einmal ein großer Damenkaffee statt. An diesem Tag mussten wir oben bleiben und beobachteten vom Fenster aus die Ankunft der Damen. Da gab es zum Kaffee die feinsten Teilchen, die der Konditor Gilson in unerreichter Qualität herstellte.

Um 6 Uhr wurde eine Rahmtorte herübergereicht, die in Form eines Häuschens gebacken war, worauf kleine Vögelchen aus Baisermasse saßen mit Augen aus rotem Gelee. Die Torte war mit Sahne gefüllt. Es war ein Meisterwerk der Konditorkunst. Natürlich warteten wir oben mit Sehnsucht auf die Reste. Gegen Abend wurden wir fein angezogen und mussten den Damen „guten Tag“ sagen, was uns nicht ge-

rade immer sehr angenehm war. Zu den schönsten Erinnerungen zählen die an Weihnachten und Nikolaustag. Letzteren feierten wir nach alter St. Vith'ser Sitte bei unserer Großmutter. Am Vorabend brachten wir jeder ein Körbchen dorthin und fanden dieses am anderen Morgen wohlgefüllt mit Süßigkeiten und umstellt mit herrlichen Spielsachen. Einmal kam auch der Nikolaus in Person zu uns in prachtvoller Bischofskleidung. Auf einmal rief meine Schwester Martha laut: „Oh, der heilige Mann hat ja eine Frisur!“ Da sahen wir, dass es die Frau Gilson war und alle Illusion war dahin.

Weihnachten feierten wir natürlich zu Hause. Dann kamen abends unsere Großmutter, Tante Ida und unser Onkel Josef, der in einem Ort an der Saar Bürgermeister war. Wenn alles versammelt war, setzte sich meine Mutter ans Klavier und spielte die altvertrauten Weihnachtslieder, die wir alle mitsangen. Welch ein Jubel, wenn dann auf einmal die Schelle ertönte, die uns in den Saal rief, wo der große Christbaum stand, frei, mitten im Zimmer, daneben die Krippe, an der Wand der Tisch mit den Geschenken. Wenn wir nun alles genügend bewundert und ausprobiert hatten, mussten wir unsere

Weihnachtsgedichte aufsagen. Als wir größer waren, trat an die Stelle der Gedichte eine kleine Weihnachtsaufführung. Dann ging es hinüber ins Stübchen, wo der lange Esstisch gedeckt und mit den feinsten Delikatessen bestellt war. Da sah man Schüsseln mit herrlich verziertem Heringssalat, Platten mit feinstem Aufschnitt, geräucherte Zunge, kalten Braten und Wildpastete. Und dann gab es ein fröhliches Schmausen in aller Gemütlichkeit. Nach dem Essen begann der musikalische Teil des Festes. Meine Eltern waren beide sehr Musik liebend, meine Mutter spielte Klavier und mein Vater sang. Zuerst mussten wir, als wir größer waren, unsere mühsam eingeübten Weihnachtsstücke vortragen und dann folgten endlose Darbietungen auf der Geige durch unseren Onkel Josef, die uns jedoch maßlos langweilten. Wir hätten lieber mit unseren Geschenken gespielt und verwünschten den guten Onkel auf den Blocksberg. Am zweiten Weihnachtstag waren wir dann alle bei unserer Großmutter im Hotel „Zur Post“, wo wir auf das Beste bewirtet wurden.

Unsere Großmutter, so richtig von der alten Erde, selbst nach den strengsten Grundsätzen erzogen, war sehr streng mit uns und wir brachten ihr wenig Liebe entgegen. Sie beeinflusste unsere Mutter sehr in unserer Erziehung, und manche Freiheit, die uns diese ohne Weiteres gestattete, wurde durch ein Verbot der Großmutter wieder eingeschränkt. Trotzdem verbrachten wir gerne unsere Freizeit im Hotel „Zur Post“. Es gab dort viel Interessantes. Die Gäste, die oft mit Pferd und Wagen eintrafen, die mit dem Hotel verbundene Landwirtschaft, der Betrieb in Küche, Keller und Vorratsräumen, dies alles war uns eine ständige Fundgrube und regte uns zu allen möglichen Dingen an. Eine besondere Freude war es, wenn Tante Ida im Keller ein Fass Wein in Flaschen abfüllte. Der Keller war groß und unheimlich, aber der leckere Weinduft, der ihn durchströmte, gab ihm einen besonderen Reiz. Auch wurde schönes Obst dort aufbewahrt, Kisten mit Nüssen und anderen guten Sachen. Manchmal schenkte uns unsere Tante ein Probierfläschchen mit Wein, das wir wie ein Heiligtum verwahrten.



Das Hotel „Zur Post“ (1) und das Hotel Marquet (2) in der Prinz-Joachim-Straße (um 1915). Dieser Teil der heutigen Hauptstraße trug zwischen 1915 und 1920 den Namen des 6. Sohns von Kaiser Wilhelm II. und seiner Frau Auguste Viktoria. (Foto: ZVS-Archiv)

Im Allgemeinen stand ich zu unserer Tante in keinem sehr guten Verhältnis. Ich habe oft unverdiente Prügel von ihr erhalten. Diese Spannung hat auch bis in das spätere Leben angehalten und hat sich manchmal sehr unangenehm ausgewirkt. Sonntags stellte uns die Großmutter öfters ihren Wagen mit zwei Pferden zur Verfügung, um nach dem etwa 13 km entfernten wallonischen Dorf Ligneuville zu fahren. Unsere Tante Marie, die älteste Schwester meiner Mutter, und ihr Mann besaßen dort ebenfalls ein großes Hotel. Dieses war sehr beliebt bei Ausländern, die es im Sommer scharenweise besuchten und besonders die frischen Forellen aus der Amel, einem kleinen Fluss in der

Nähe, und den feinen Burgunder schätzten. Bei dem Hotel war ein großer Park mit zwei Weihern und einem Springbrunnen, der jedes Mal unser Entzücken erregte.

Wir haben dort viele schöne Stunden verlebt, auch später, als wir größer waren. Unsere Tante Marie war eine Frau von großer Herzengüte. Ich besonders habe ihr viel zu danken, worauf ich noch später zurückkomme.

In Ligneuville sprachen die Leute nur wallonisch und es gab sogar manche, die fast kein Deutsch konnten. Sonntags predigte der Pastor abwechselnd in deutscher und französischer Sprache. Die Mutter meines Onkels, die alte Frau Dumoulin, konnte auch nicht viel Deutsch. Eines Tages hatte ihr Sohn tüchtig Kirmes gefeiert und wurde am nächsten Tag von dem Übel heimgesucht, das man für gewöhnlich „Kater“ nennt. Als nun jemand Frau Dumoulin nach dem Sohn fragte, gab sie die Auskunft: „Mein Sohn? Oh, er liegt in die Bett, er hat die Mann von die Katz!“

Ligneuville war übrigens ein sehr interessanter Ort. Allerlei geheimnisvolle Begebenheiten rückten das kleine Dorf in ein geheimnisvolles Licht. Es ist ja natürlich, dass in dem internationalen Hotel öfters merkwürdige Dinge geschahen, die alle zu dem Ruf des Ortes beitrugen.

(wird fortgesetzt)



Das Hotel Dumoulin in Ligneuville (um 1920).